

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Das Frühlingsbilderbuch an der Bergstraße.

Von Karl Wibel.

Die Bergstraße, das heilige Paradies, hat zurzeit ihren Blütenmantel umgeworfen. Wer in diesen Tagen von Darmstadt nach Heidelberg wandert oder nur auf dem Seitenstrang flüchtig vorbeistreift, schaut Wunder über Wunder. Wo das leuchtende Auge hintrifft, bieten sich ihm Überraschung auf Überraschung. Dauernd wechselt die Szenerie, doch ein Grundton schwingt immerfort mit: Blütenweiß. Es kann daher als keine Übertreibung angesehen werden, wenn man ihr den Ehrentitel Blütenstraße zuerkennt. Fast könnte man vermuten, Müller habe in seinem „Frühlingsmahl“: „Wer hat die weißen Tücher gebreitet über das Land?“, an diesen bevorzugten Garten Eden gedacht und ihn als Vorbild dienen lassen.

Die Birnbäume haben ihre Blütenweisse angelegt, die von den gleichzeitig hervorbrechenden roten Blüten nicht überbunden wird. Sie schaffen ein wahres Blütenmeer, während die Apfelbäume mit ihren breiten, niedrigen Kronen durch den roten Anflug ihrer Blüten einen schwachen Blutstropfen in den Bläueln träufeln, wobei sie durch die vertikal lebhafte Unterfütterung finden. Die Kirsche, vor allem die türkische Kirsche, läßt den Hauptton wieder durch ihr lattes Weiß zur Geltung kommen. Der Pfirsich, der gelächte Sohn aus Persien, wirft den sanften Hellpurpur in das Ganze. Den Farbenschatz vermehrt der hart duftende Flieder durch sein schwaches Violett, sein zartes Rot oder sein blendendes Weiß. Der Bote vom Mittelmeer, der Mandelbaum, treibt sein liebliches Rosa in die Farbensprache. Ihre weißen Blütenpyramiden hat die Edelkastanie herausgehängt, die anfänglich einen gelben, später einen roten Fleck aufweisen. Die schmutzigen roten Blüten der roten Schmelze heben sich hart ab. Den weißen Farnton weniger unterbrechen kann der Spibarn mit seinen gelblich-grünen Blüten. Schamer dürt das auch dem schwachen und weißen Mandelbaum gelbigen. Pfämen und Strahlen bringen etwas Lebhaftigkeit in das Gemälde. Ganze Blütenflächen bildet der Walnussbaum in seinen Wäldern.

Die weidlichen Söhne des sonnigen Südens trauen sich an besonders warmen Tagen ins Freie, kagen dem Treibhaus auf ein paar Stunden Lebenswohl, um der es aut meinden Sonne etwas zuhaufen. Wenn sie auch sag und gelassen ihre hübschen Blütenköpfe zu entfalten haben, so ist es ihnen doch nicht vergnügt, die Krone der Frucht hier zu treiben. Ihr einziger Lohn ist, das innigste Mandelorange zu entzünden, die Fruchtkeile bleibt ihnen verwehrt, dazu reicht die Kraft unster Sonne nicht aus.

Der herrlichste begnadete Garten Deutschlands hat sich seine feindlichen Reize aufgelegt. Meilen Seele hat sich trüben will, der frische Wind, den vielleicht ist gar bald der ganz herrliche Zauber hinwegweht. Wer aber die Bergstraße in ihrem unaufrichtigen Hochzeitskleid mit dem Herzen in sich aufgenommen, der steht ewig daran.

Die Bergstraße im Frühling, die Blütenstraße!
Ein Märchen, das kein Ende des Erinnerns kennt!
Ein Gemälde in Weiß mit selten Untertönen!
Ein vielstündiges Bilderbuch!

Was einst als Luxus galt.

Von Dr. Max Kemmerich (München).

Noch im Jahre 161 v. Chr. erreichte das Ratten von Südnern in Rom solchen Anstich, daß es durch eine eigene jährliche Verordnung verboten wurde. Im Jahre 115 v. Chr. vielleicht auch erst 78, wurde die Einfuhr ausländischer Geflügel, von Muscheln und Seefischen nach Italien verboten. Plinius findet in der künstlichen Spargelwurz den Beweis einer monströsen Schlemmerei, auch Varro mißbilligt die Verheißung von Nahrungsmitteln aus fremden Ländern. Seneca und Plinius eifern beide gegen das Köhnen der Getränke mit Schnee als naturwidrigen Luxus, was heute auch dem Armen im Süden ein unentbehrlicher Genuß ist. Und doch gelten uns die Römer wegen weniger, damals genau so berücksichtigter Ausnahmen, wie sie es heute wären, als Inbegriff der Schlemmerei.

Seneca führt als Grund für den Verfall des Vortierreiches die Verwelschung an. Diese gebe so weit, daß es im Winter den Leuten nicht genüge. Kopf, Leib und Füße zu bedecken, sondern daß sie sogar — dankhaube trugen! Plinius verwarnt den Gebrauch von Federkissen als Verwelschung. Als die Matrasen die Strohhülle zu verdrängen begannen, erreichte dies bei untern Chronisten des 14. und 15. Jahrhunderts unheimliches Aussehen. Deswegen setzten die Rigoristen, als Himmelbetten auf.

Bekanntlich behag das alte Rom keine Straßenbeleuchtung. Mit Fackeln heimgeleitet zu werden, war eine besonders hohe Auszeichnung, die der Senat verdiente Staatsmännern verlieh. Jeder andere hatte sich mit dem Mondlicht zu begnügen. Das Beleuchtungsweisen im Altertum blieb überhaupt immer sehr primitiv. Statt nun eine Verbesserung, die erst das Mittelalter durch die Erfindung der Talalichter und Nachsezen brachte, mit Dank hinauszunehmen, eiferten die Chronisten dagegen. Sie bevorzugten aus moralischen Erwägungen die alte Fackelbeleuchtung, wemal der Fuß Augenentzündungen hervorrief und die Luft verschlechterte.

Schonn Ruffo, ein mittelalterlicher Schriftsteller Italiens, kann sich über die Schlechtigkeit der Welt nicht lassen, weil — man große Vorräte von eingemachten Früchten und Kompotten anlegte!

Das Mittelalter bediente sich bekanntlich bei Tisch nicht der Gabel. Das Fleisch wurde geknitten aufgetragen und wurde mit Fingern, Fingern und Brot aus den Schüsseln herausgeholt. Die älteste Darstellung eines mit der Gabel speisenden fand sich im Roder des Klosters Trinità della Gada im Bistumtum Salerno aus dem 11. Jahrhundert. Die Minutur stellt den König Robertus mit der Krone auf dem Haupte tafeln dar. Er hält Messer und Gabel in der Hand, während ein Diener ein goldenes Ferkel aufträgt, ein anderer einen Trichter freudig. Aber noch Jahrhunderte später galt der Gebrauch der Gabel als ein Zeichen den empörenden Verwelschung. Das geht ganz unabweislich aus einer Erzählung des 14. Jahrhunderts vom berühmten venezianischen Chronisten und Staatsmann Andrea Dandolo hervor: eine Dogenfrau sei in Konstantinopel zu sehen gewesen, daß sie statt mit den Fingern, mit einer weinigen goldenen Gabel gekostet habe. Dafür wurde sie natürlich vom Himmel fürchterlich gestraft: sie verbreitete sich bei Lebzeiten Leichengeruch. In Deutschland hat sich die Gabel erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts fester eingebürgert.

Ein englischer Chronist beklagt sich noch im Jahre 1577 darüber, daß so viele Kamme erreicht wurden. Auch die unken und sinnlosen Schüsseln an Stelle der bisherigen

aus Holz verfertigt er als Luxus. Abgesehen waren hölzerne Teller bei uns viel länger im Gebrauch, als man vermuten sollte. Erreichten doch noch gegen Mitte des 18. Jahrhunderts in Menach sogar die reichsten Bürger auf Holz. Daneben wurde allerdings eine unnötige Verschwendung mit Silber getrieben, das nicht nur zu Kochgeschirren und Backblechen, sondern sogar zu Trennungsländern Verwendung fand.

Das Gewürz war noch zu Ende des 16. Jahrhunderts bei uns so kostbar, daß etwa die Hofordnung Herzog Alberts von Preußen bestimmt, der Hofküchenchef nicht mehr als 10 Schillinge für die Hofküchen zu verwenden. Diese Bestimmung scheint aber noch nicht eindrucksvoll genug gewesen zu sein, denn es heißt weiter: Die Gewürze, Zucker, Safran, Cannel, Ingwer, Pfeffer, Muskatblumen und Kakaoin soll der Hofküchenchef in einer verschlossenen Kiste halten und alle Kacheln, wenn die Kacheln die Speisen abzurufen wollen, die Kacheln herausnehmen und aufstellen, auch dabei sein und bleiben, bis die Essen gewürzt und Achtung darauf geben, daß nicht mehr herausgenommen, als zu dem Essen für den Kacheln nötig und daselbst sofort aus der Kiste in das Essen getan werde, danach er die Kiste wieder zu schließen und in seine Verwahrung nehmen soll.

Lebensweise galt in reichen Spanien, dessen Granden Dunderie von Dunderie Silberner Teller und Platten normalerweise hatten, für einen solchen Luxus, daß die armen Herren oft nur ein Hemd besaßen. Wenn es gewaschen wurde, dann mußten sie zu Bett bleiben oder ohne Hemd ausgehen. Unter diesen Umständen kann es nicht wunder nehmen, wenn einfache Leute über ihr Hemd trübselig nachdachten. In Frankreich, wie etwa der Bariller Bürger Galaran de Breton, der 1299 starb und eines, oder der Kanoniker Jean de Desormes, der bei seinem Tode im Jahre 1379 zwei hinterließ.

Als gelegentlich der Krönung Ludwigs XVI. in der Kathedrale von Reims der Krönung ein Apartment eingerichtet wurde, das man mit einem Kessel mit Wasserfüllung „à l'anglaise“, wie man diese Heizung nannte, ausstattete, galt dies als eine nicht mehr zu überbietende Kröscheit! Dieser unerhörte Luxus, der so ganz aus dem Rahmen des sonst auch bei Hofe üblichen herausfiel, entrißte meiste Kreise. Glasfenster, die in England in den Kirchen schon 674, in Brabant schon seit 1180 nachweisbar sind, waren nach 1567 ein solcher Luxus, daß man sie auf den Landhöfen der Großen während der Abwesenheit des Herrn aus den Rahmen nahm und verpackte.

Die Luxusverbote von Gent sind bekannt. Aber selbst das weit toleranter Bern verordnete in dem Jahre 1571, daß in den Städten niemand über Sonnenuntergang verweilen dürfe oder mehr als 10 Schillinge verzeihen sollte. Selbst das Musikern und Dichten sowie das Tanzen bei der Weinlese war verboten. Die Dingenoten in Frankreich aber unterlagten durch ihre Synoden jeden Theaterbesuch, jeden Tanz, jede bunte Farbe der Kleidung und künstliche Quattradi. Noch heute gibt es Volksskassen, in denen der Gebrauch der Zahnbürste als unzulässiger Luxus gilt.

Ägyptischer Harem.

Der Begriff Harem wird vielfach irrig aufgefaßt. Man nimmt zumeist an, daß der Harem immer dem Aufenthalt mehrerer Frauen eines Mannes dient. Das ist unrichtig. Harem heißt die Wohnung der Frau, die Wohnung des Mannes Semak. Kein fremder Mann außer dem Arzt darf die Frauenräume betreten, und wieder ist es dem Hausbesitzer unterlag, die Gemächer seiner Gattin auszusuchen, wenn sie weibliche Gäste hat. Im Harem lebt alles, was an Weiblichkeit im Hause vorhanden ist: Gattin, Mütter, Verwandte — es sind immer welche da — und die Dienerinnen. Was männlich im Haushalt befindet sich abgetrennt auf der anderen Seite im Semak. In Ägypten herrscht, wie Sidna Bal in der „Ägyptischen Korrespondenz“ hervorhebt, Monogamie. Kein moderner Ägypter hat gleichzeitig mehrere Frauen. Es würde sich kaum ein ägyptisches Mädchen dazu verstehen, einen Mann zu heiraten, der eine Ehefrau im Hause hat, und diese wieder würde neben seiner zweiten weiterleben. Scheidung ist leicht und es wird viel Gebrauch davon gemacht. Geschiedene Frauen finden bei Verwandten Aufnahme, betätigen sich im Haushalt, bilden Gesellschaften und Erzieherin der Frau und herausragender Töchter, heiraten oft wieder. In vornehmen Häusern wimmelt es von weiblichen Wesen aller Gattendatierungen, vom höchsten Bonaton bis in das tiefste Schwarz. Überall finden sich Frauen und Mädchen, die als Kinder gekauft oder von der Straße aufgelesen, heranwachsen, den Harem besorgen. Außerdem gibt es europäische Zoten, Erzieherinnen und Eunuchen als Begleitpersonen. Die vornehmste Dame, selbst die Frau des Mittelstandes, geht niemals zu Fuß durch die Stadt. Sie fährt im offenen Auto oder Wagen immer mit emporgeschlagenen Dach, umschattet, verschleiert, posieren oder zu Besuch. Was man an verschleierter Weiblichkeit in den Straßen sieht, gehört dem Kleinbürgertum oder dem Volke an. Die elektrische Straßenbahn fährt zweite und dritte Klasse, und in jeder das geforderte Abteil für Frauen. Die modernemantigen Frauen nehmen an dem Nachmittagsforlo teil, der zu den Pyramiden führt, machen auch Ausfahrten längs des Nils und zum Zoologischen Garten außerhalb der Stadt. Dort liegen sie manchmal aus und geben laustieren. Immer in Gruppen, gefolgt von Dienerinnen und Eunuchen, leiten in Gesellschaft des Gatten. Der Mangel an Luft und Bewegung wirkt schädigend auf ihre Gesundheit. Das träge Leben, die vielen Süßigkeiten und Nahrungsmittel bei den Besuchen und Empfängen, der fortwährende Genuß des fast gezeuerten schwarzen Kaffees führen oft zu frühzeitiger Vererbung der schlanken Gestalten. Man sieht blassblasse junge Frauen von unheimlichem Körperrumfang. Die elegante Ägypterin trachtet durch eifrige Gymnastik der drohenden Verfertigung zu wehren, was ihr meist gelingt. Die Männer antizipieren sich mit Erfolg der Einseitigkeit des Haremslebens. Sie besuchen Theater, sind bei den Unterhaltungen der großen Hotels zu finden, vielfach in ziemlich struppelhafter fremdländischer weiblicher Gesellschaft. Unter diesen dümmert wertvolles modernemantigen Frauenleben in der Abgeschlossenheit des Harems dahin. Es ist wohl auch gute und artzuführende Ehemänner. Ein junger Ägypter erzählt Sidna Bal mit sarkastischem Stolz von der Bildung seiner Frau. Sie beherrscht vollendet acht Sprachen, kennt die Literaturen und Kulturen der fremden Länder, musiziert, zeichnet, malt. Er sprach mit Bedauern davon, daß ihr geistig angeregter Verlehr mit gebildeten Männern unterlag sei. Warum? Er suchte die Achseln, seufzte und blühte schwermütig ins Weite. Es ist dem einzelnen nicht möglich, gegen Sitte, Überlieferungen und Religion aufzukommen. Innig befreundete Frauen kennen ihre gegenseitigen Gatten nicht, ebenso wenig die angeheirateten naben Verwandten. Unter diesen Frauen gibt es viele, die eifersüchtig am Übergebrachten festhalten.

Der Frühling.

Der Frühling ist ein kleines Kind
Und plüschet sich Anemonen.
Er lauscht dem leichten Blütenwind.
Der durch die weichen Kronen
Der unzähligen Blüten steht
Und sie zum Hüßern bringt.
Der Frühling hört ihr lockend Lied.
Das ihm zu Herzen dringt:
„Plüsch' mich, plüsch' mich, plüsch' mich meck!“
Erblüht's von allen Seiten.
„Wer weiß, ob du uns wiederkehrst.“
Wir wollen dich begleiten!“
Und wenn der Frühling schnell sich bückt,
Berührt er ohne Wollen
Die Blüten, die er schon geplüschet
Und die ihn schmeicheln sollen.
Dum, kauft er weiter, hin und her,
Benn's ruft: „Plüsch' mich! Plüsch' mich!“
Er plüschet, verliert, plüschet mehr und mehr.
Und abends schämt er sich
Und weint, weil er so viel verlor
Bei seinem schnellen Lauf.
Sein Schluchsen dringt zum Bald empor
Und weht die Knollen auf.

Seite Ziedemann.

Der Herr neben mir.

Von Catherine Godwin.

Nicht wahr, wenn man Inhaber eines Bartettolates ist, hat man doch das Recht, einen Arm auf der einen Seite lehen aufzustützen? Ich sage: einen Arm. Denn wenn man beide Arme aufstutzt, ruht man womöglich keinem Nachbarn die ihm gebührende Stütze.

Ich erzeigte meinen Platz gerade noch, ehe der Borham

Ich sah vollkommen eingeklemmt. Links drohte aus dem Dunkel, wie ein Wall, eine üppige Dame, und rechts bedauerte ich energisch auf der Leine ein männlicher Arm.

Nun habe ich gar nichts von dem ganzen Theater, wenn ich nicht durch die Korsette sehe — und um bequem durchgehen zu können, muß ich natürlich meinen Arm aufstützen. Die Unmöglichkeit eines liegenden Kauswes gegen den Wall bezeugend, e schied ich loslich. Der Mann mußte weichen. (Natürlich!) So bin ich!

Aus der Überzeugung meines Rechts und gewillt, im Leben nicht stets Sklave zu bleiben, lenkte ich wie zufällig meinen Arm auf die rechte Leine und ließ dabei gegen den fremden Arm, der um eine Avance leistung riefte, mir aber nur so viel Samtwollter annahm, daß ich ein Veratutchen meines Eibogens riskierte. Gegenüber den großen Lebensstücken wird der Mensch allmählich resigniert, daß an den kleinen verbricht die Spannung des Stärkens. Ich drückte ich leicht, aber ziellos-energieh meinen Arm nach rechts, aber genau in dem gleichen Maße, als ich an Raum gewann, verlor ich immer wieder.

Als ich mich schon im sicheren Besitze glaubte, geschah das Unerhörte. Der männliche Arm hob sich rückwärts und rückte sich plötzlich lenkt auf den meinen.

Da schnellte ich empor von meinem Sitze auf und, gegen den vorfümmerten Wall gewer „Küster ich (laut genau, das erliche Empörte hinter mir „Bü, ph“ rüchten): „Beistatten Sie, daß wir die Bläse tanzen!“ — Verwunderung schaute mich an. Dann richteten sich ein Paar runde, glänzende Augen plötzlisch nach rechts zu meinem Feinde, im selben Augenblick erstrahlte die Bläse, und für den Bruchteil einer Sekunde sah ich zum erstenmal sein Antlitz, das mir festam edel, fremd und schön, wie eine Vision, erschien. Noch schon hatte die ganze Unmöglichkeit sich leiberrauschend an mir vorbeigewandelt und mich unwiderstlich zum Feinde „abgetrennt“. Ich war so eingeklemmt wie zuvor. Links von mir sah ich ein überaus schmähliches altes Fräulein, das wohl im ersten Moment des Wahwechsels, die freie Armlehne erobert hatte und nun stichlich bestrahlt schien, mir den Dofch ihres linken Eibogens ins Herz zu stoßen.

Schmerzlich fühlte ich, wie die äußere und innere Belemmung sich tragikomisch verdichtete.

Hatte der interessante Fremde überhaupt gewußt, daß ich mit ihm kämpfte? Sachlich und ehrlich um die Armlehne kämpfte? Konnte er die verfluchte Komplexion nicht als heimliche Annäherung gedeutet haben, die er in plölicher Eingebung herrlich erwiderte?

Wer mochte er sein, der Fremde?

Die Menschen auf der Bühne schienen ihre Worte durch Gebärden zu fangen. Sicherlich war er nur auf der Durchreise hier... sicherlich hatte er viel in fernem Ländern gelebt... er trug kostbare, exotische Gewänder zu Hause, er hatte eine Sammlung antiker Waffen und einen farbigen Diener aus Äthiopien... Bestimmt hatte der Hotelportier ihm dieses Theater empfohlen, um den letzten freien Platz besetzt... Ach was — der Portier? Nein, das Schicksal hatte ihn neben mich gesetzt! Ich aber, das alles Rahe verleugne, die ich nur an die Distanz glaube, ich hatte blind gegen das Schicksal gekämpft, hatte ihn für immer vertrieben.

Der üppige Wall schien sich immer breiter aufzustürmen. Fanatisch verströmte er ein penetrantes Parfum, indes das schmähliche Fräulein Luthardons mit Pfefferminzgeruch verströmte.

Ich hangte der Baulehne entgegen. Sie bestätigte meine Vision. Aber ich konnte den Fremden nur flüchtig betrachten. Zwischen uns behauptete sich die Avpige. — Natürlich! Die reiche Witwe eines Straußenfederbändlers an gros; werft Empfangsdame in seinem Bureau! Zeit begann der Wall zu reden, ich hörte nur das Wort „Program“. Die Vision mußte beantwortet haben. — Nun schritten sie beide im Gespräch majestätisch dem Ausgang zu. War es möglich, war es denkbar, daß die Gefährte ihm gefiel? Wer aber sagte mir, daß die Avpige, Gefährte, überhaupt gefiel, daß sie nicht vielmehr eine goldblonde Herrfrante war?

War ich denn nicht selbst das Schicksal, das sie zu dem Fremden zwang? Tatsächlich schien es sich an beiden zu erfüllen! — O Wunder! Während des nächsten Altes waren beide Armlehnen neben mir frei! Der Wall mußte sich mit seiner ganzen Macht nach dem Fremden hinüberbeugen. Das schmähliche Fräulein neben mir arab ergriffen ihre mageren Hände in die rachehnde Tüte mit Pfefferminzbenkens. Ich konnte meinen Sieg genießen, bis die unglücklich Liebende auf der Bühne sich erhob. Die Leute schlachten und brängten hinaus.

Der schöne Fremde verneigte sich kühl gegen den Wall, dann war er so spurlos entwandenen, wie es sich für eine edle Vision geziemt. Der treue Diener aus Äthiopien mußte seine Garderobe bereit gehalten haben. Gottlob, ich

